

»Huch150«



Kleine Beiträge zum Ricarda-Huch-Jahr 2014 – Folge 8

»*Geh schlafen, mein Herz, es ist Zeit*«
Ricarda Huchs letzte Jahre

Kurzfassung zum Vortrag am Montag, 17. November (Todestag von Ricarda Huch), um
19.00 Uhr im IBR

Prof. Dr.h.c. Gerd Biegel
Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig



Vorbemerkung: Die Historikerin Ricarda Huch

Im März 1942 konnte Ricarda Huch trotz aller Widerstände, die ihr die Nationalsozialisten bereiteten, nach Zürich reisen, um an der Feier aus Anlaß ihres 50jährigen Doktorjubiläums teilzunehmen. Sie nutzte diese Gelegenheit,

um in ihrer Dankesrede ihre Auffassung von Geschichte und deren Darstellung vorzutragen: *»Plutarch hat gesagt, die Geschichte sei die größte Dichterin, die der Menschheit ihre Dramen vorspiele. Ich glaube, daß jeder geborene Historiker wenigstens zum Teil durch die Lust sich in diese Dramen zu vertiefen, zu seinem Fach hingezogen wurde. Bei mir überwog dieses Interesse, eigentlich ein poetisches, weit. Das zeigte sich auch darin, daß ich mich gar nicht für die Gegenwart, einzig für die Vergangenheit interessierte. [...] Erst der Weltkrieg weckte mein Interesse für die Gegenwart, und seitdem hat es sich fortwährend gesteigert. Ich habe nun gefunden, daß man, wie man sagt, man könne die Gegenwart nicht verstehen, ohne die Vergangenheit zu kennen, auch sagen kann, ohne die Gegenwart zu kennen, könne man die Vergangenheit nicht verstehen«*. Damit beschreibt Ricarda Huch den Weg von der historischen Literatin hin zu literarischen Historikerin, wobei nicht zuletzt die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs wesentliche Spuren hinterließen: *»Wie leidenschaftlich ich auch die historischen Ereignisse der Vergangenheit im Geiste miterlebt habe, so scheint es mir nun doch, als sei mein Blick viel schärfer geworden, als habe ich früher die Dinge nur von außen gesehen, während ich jetzt in das Innere, das Knochengeriüst und die Eingeweide zu sehen glaube«*. Geschärft hat diesen Blick die Auseinandersetzung mit der politisch-gesellschaftlichen Gegenwart und sozialen Realität in Triest, München sowie Berlin. Die Ausrichtung der Historikerin Ricarda Huch liegt nun endgültig fest, auch wenn sie sich Spielraum hin zu literarischer Fiktion offenhält: *»Ich habe mich immer streng an die Feststellung der historischen Wissenschaft gehalten, höchstens im Dekorativen mir einige Freiheit gegönnt.«*

Das bürgerliche Zeitalter wurde vom Zeitalter des Imperialismus abgelöst, eine Epoche, zu der Ricarda Huch von Jugend an keinen Zugang finden konnte. Stets kämpfte sie für ein auf bürgerlicher Selbstverwaltung und persönlicher Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft basierenden Staats- und

Gesellschaftskonzept zu dem sie die Vorbilder beim Freiherrn von Stein sah, wenn auch ohne Erfolg, denn: »*In Stein und Radowitz ging das alte agrarische Reich unter, durch Bismarck siegten Kapital und Industrie*« und »*Als das geeinigte Deutschland dastand, zeigte es sich, wer das Erz zum Gusse geliefert hatte: Die neuen Herren, die von der Hochfinanz und von der Großindustrie, die sich 1848 unscheinbar hinter Gagern gestellt hatten, traten nun offen hervor, und die Großgrundbesitzer paktierten mit ihnen...Bismarck, der Junker, war Begründer des Industriestaates; das war deshalb möglich, weil der Industriestaat die Tendenz des Absolutismus zum zentralisierten Großstaat aufnahm und fortsetzte.*« Zunehmend war Ricarda Huch zu der Erkenntnis gelangt, daß Geschichte und Tradition nicht nur Erinnerung an Vergangenheit bedeuteten, sondern ihnen eine wesentliche Rolle für die aktuelle Gestaltung der gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse ihrer eigenen Zeit zukamen, denn »*ohne die Gegenwart zu kennen, könne man die Vergangenheit nicht verstehen*« bedeutete für sie eine Hinwendung zu aktuellen Fragestellungen ihrer Gegenwart. In dieser Zeit setzte Ricarda Huchs Streben nach gesellschaftlichem Engagement ein, das durch Vorträge und journalistische Beiträge hinreichend belegt ist. Es wuchs entschieden ihre Überzeugung, daß ihr öffentliche Wirkungsmöglichkeit nur als Schriftstellerin und Historikerin, nur mit den Werken ihrer Feder beschieden sein würde. Diese Ideen hat sie abschließend mit den drei Bänden zur deutschen Geschichte eindrucksvoll belegt.

In ihrer »*Deutschen Geschichte*« fasst Ricarda Huch nicht nur die Summe ihrer Erfahrung als Historikerin zusammen, sie prägt vielmehr abschließend jenes Bild der deutschen Geschichte, das sie als Idealbild ihr ganzes Leben entwickelt und verfochten hat. In der Idee des mittelalterlichen Kaisertums sieht sie das Symbol der Einheit und Zusammengehörigkeit der deutschen Nation. Diese Einheit schließt jedoch nicht aus, daß sich das Reich in eine Vielzahl

unabhängiger Territorien aufteilt. Voraussetzung jedoch für das Funktionieren der Einheit in der Vielfalt ist das Verständnis einer durch Treue geprägten Unterordnung unter das Kaisertum. Geradezu idealtypisch sieht Ricarda Huch dabei die herausragende Rolle der Städte in ihrer republikanischen Verfasstheit und ihrer Selbstverwaltung als Regierungsgrundlage, die sich jedoch nicht als Abgrenzung vom Kaisertum verstanden hatte. Mit den politischen Gegebenheiten korrespondierte jene einheitlich-christliche Geisteshaltung, deren Strahlkraft eine das gesamte Volk umfassende geistige und künstlerische Kultur schuf. Vor diesem Hintergrund ihres zweifelsohne idealisierten Mittelalterbildes entwickelte Ricarda Huch ihren aktuellen Gesellschaftsentwurf, der entscheidend bestimmt wurde durch die Idee der Freiheit, Antiimperialismus und uneingeschränkte Toleranz. Damit stellte sich Ricarda Huch gegen jegliche offizielle Geschichtsschreibung jener Zeit, in der ihre »*Deutsche Geschichte*« entstand (1934 – 1949), ja sie entlarvte die Reichsideologie der Nationalsozialisten auf subtile Weise.

Diese Tatsache hat Anne Marie Koeppen in ihrer Rezension in der Zeitschrift »*Nationalpolitische Monatshefte*« (6, 1935, 550 – 552) deutlich zum Ausdruck gebracht: »*Diese Ricarda Huch hat (...) ein Buch herausgegeben, gegen das sich jeder freiheits- und ehrliebende Deutsche mit leidenschaftlicher Empörung zur Wehr setzen muß.*« Über die Schilderung der Juden ereifert sie sich besonders: »*Wahrlich, das „auserwählte Volk“ kann sich keinen beredteren Anwalt wünschen, als diese Frau es ist. Alle ihre große Kunst bietet sie auf, um diese Vorzüge und edlen Eigenschaften der Kinder Israels zu schildern (...)*« und schließt mit einem in ihrer Sicht vernichtenden Fazit: »*Wir zweifeln nicht daran, daß die Huch für dieses Werk ultra montes höchstes Lob ernten wird. Mag sie dann auch getrost ganz jenseits der Berge bleiben und dort die Blüten ihres Geistes verstreuen. Im Deutschland Adolf Hitlers ist für Magierinnen dieser Art heute kein Platz mehr.*«

Höhepunkt der Auseinandersetzung mit und deutliches Signal des Widerstandes von Ricarda Huch gegen den Nationalsozialismus war ihr Austritt aus der Preußischen Akademie der Künste am 9. April 1933 mit dem sie entschiedene Opposition zur nationalsozialistischen Regierung ankündigte und mit einem Mut, der sonst nicht selbstverständlich war, deutliche Worte gegen die Judenhetze und Brutalität des Regimes fand sowie für Pressefreiheit eintrat. Besondere Bedeutung besitzt dabei der letzte und entscheidende Brief an den Akademiepräsidenten Max von Schillings:

»Sehr geehrter Herr Präsident, lassen Sie mich zuerst danken für das warme Interesse, das Sie an meinem Verbleiben in der Akademie nehmen. Es liegt mir daran, Ihnen verständlich zu machen, warum ich Ihrem Wunsche nicht entsprechen kann. Daß ein Deutscher deutsch empfindet, möchte ich fast für selbstverständlich halten; aber was deutsch ist und wie Deutschtum sich bestätigen soll, darüber gibt es verschiedene Meinungen. Was die jetzige Regierung als nationale Gesinnung vorschreibt, ist nicht mein Deutschtum. Die Zentralisierung, den Zwang, die brutalen Methoden, die Diffamierung Andersdenkender, das prahlerische Selbstlob halte ich für undeutsch und unheilvoll. Bei einer so sehr von der staatlich vorgeschriebenen Meinung abweichenden Auffassung halte ich es für unmöglich, in einer staatlichen Akademie zu bleiben. Sie sagen, die mir von der Akademie vorgelegte Erklärung werde mich nicht an der freien Meinungsäußerung hindern. Abgesehen davon, daß eine ›loyale Mitarbeit an den satzungsgemäß der Akademie zufallenden nationalen und kulturellen Aufgaben im Sinne der veränderten geschichtlichen Lage‹ eine Übereinstimmung mit dem Programm der Regierung erfordert, die bei mir nicht vorhanden ist, würde ich keine Zeitung oder Zeitschrift finden, die eine oppositionelle Meinung druckte. Da bliebe das Recht der freien Meinungsäußerung in der Theorie stecken. Sie erwähnen die Herren Heinrich

Mann und Dr. Döblin. Es ist wahr, daß ich mit Herrn Heinrich Mann nicht übereinstimmte, mit Herrn Dr. Döblin tat ich es nicht immer, aber doch in manchen Dingen. Jedenfalls möchte ich wünschen, daß alle nichtjüdischen Deutschen so gewissenhaft suchten, das Richtige zu erkennen und zu tun, so offen, ehrlich und anständig wären, wie ich ihn immer gefunden habe. Meiner Ansicht nach konnte er angesichts der Judenhetze nicht anders handeln, als er getan hat. Daß mein Verlassen der Akademie keine Sympathiekundgebung für die genannten Herren ist, trotz der besonderen Achtung und Sympathie, die ich für Dr. Döblin empfinde, wird jeder wissen, der mich persönlich oder aus meinen Büchern kennt. Hiermit erkläre ich meinen Austritt aus der Akademie. Ricarda Huch«

Diese Worte waren klar und eindeutig. Die Tatsache, daß die Akademie Ricarda Huch noch eine zeitlang offiziell in ihrer Mitgliederliste führte, war politisch bedingt. Anschließend blieb R. Huch verzeichnet, um zumindest den Eindruck ihres Verbleibens in der Akademie zu erwecken. Tatsächlich war damit der Bruder Rudolf Huch benannt, der zeitgleich neu in die nun gleichgeschaltete Akademie aufgenommen wurde. Trotz ihrer deutlichen und klaren Haltung gegen die Ideologie des Nazi-Deutschland, gilt Ricarda Huch in der Wissenschaft als Schriftstellerin mit einem eher konservativen Geschichtsbild, das sich ausschließlich an der Schönheit und Großartigkeit des Einstigen orientierte und es haftete ihr sogar lange Zeit der Ruf an, der deutsch-völkischen Phraseologie, die den Machtantritt der Faschisten begleitete, Gehör geschenkt zu haben – ein Fehlurteil, das noch immer Wirkung zeigt. Dabei werden die tatsächliche Bedeutung und nicht zuletzt die Aktualität ihrer Schriften verkannt. »Der Dreißigjährige Krieg«, die »Deutsche Geschichte« und »Garibaldi« sowie »Bakunin«, in allen historischen Werke bestimmt bei Ricarda Huch eine ganz eigene Form romantischer Vision ihr Geschichtsbild, das belegt, daß sie sich – in Grenzen – den »Besiegten der Welt« zugehörig fühlt und sie aus deren Kreis

das Ideal des humanen Menschen zur Erneuerung der eigenen Gegenwart erwartet. Mit ihren Prinzipien von Humanität und Freiheit, Toleranz und Antiimperialismus trat Ricarda Huch in Widerspruch zur offiziellen Geschichtsauffassung der NS-Diktatur, deren Schrecken sie schließlich in ihrer eigenen Familie erleben und ertragen mußte. Seit 1927 lebte Ricarda Huch im Haus ihres Schwiegersohnes Franz Böhm in Berlin, dann in Heidelberg, später in Freiburg im Breisgau und schließlich seit 1936 in Jena, wo dieser im März einen Lehrauftrag an der Juristischen Fakultät der Universität Jena angenommen hatte.

Jena – die letzten Jahre

Mit 72 Jahren kam Ricarda Huch nach Jena, wo sie 11 Jahre ihres 83jährigen Lebens verbringen sollte. Es war bereits ihre neunte Stadt und letzte Lebensstation. Trotz ihres Alters bestimmte ein geregelter Tagesablauf und ungebrochene Produktion ihr Leben, wie uns ihr Enkel Alexander Böhm - »Kander« - in seinen »*Erinnerungen an meine Großmutter Ricarda Huch*« (Standpunkt. Evangelische Monatsschrift 15, 1987, S. 301 – 303), einem nicht nur ein liebenswertes literarisches Denkmal, sondern auch Einblick in den großmütterlichen Tagesablauf, überliefert: »*Meine Großmutter bestimmte den Tagesablauf, sie war meistens die erste, die morgens aufstand. Den Vormittag verbrachte sie an ihrem Schreibtisch mit ihrer Arbeit oder in der Bibliothek. Nach dem Mittagessen pflegte sie mit meiner Mutter jeweils vier bestimmte Patienten zu legen. Am Nachmittag stand oft ein Spaziergang oder ein Treffen mit Bekannten auf dem Programm. Pünktlich 19 Uhr gab es Abendessen. Der Samstag oder der Sonntagvormittag dienten der Erledigung der Korrespondenz. Meine Großmutter pflegte früh (zwischen 21 und 22 Uhr) zu Bett zu gehen. Nach dem Abendessen und darüber hinaus auch nachmittags, wenn ich krank war (...), las mir Grogro vor.*«

Doch noch einmal zurück zum Schwiegersohn: Hatte Franz Böhm als aufrechter Demokrat bereits an der Universität Freiburg im Breisgau mit Intrigen und Angriffen der Nationalsozialisten unter dem Rektorat von Martin Heidegger zu kämpfen, so kam es für Ricarda Huch und ihre Familie nach ihrem Austritt aus der Akademie nun zum zweiten Mal zu einer bedrohlichen Konfrontation mit dem nationalsozialistischen Terrorregime. Eines Abends waren sie und ihr Schwiegersohn bei dem Nationalökonom Walter Weddingen eingeladen, gemeinsam mit dem SS-Hauptsturmführer Richard Kolb, da sich Weddingen von diesem Hilfe für Böhms Universitätskarriere erhofft hatte. Dabei kam es – wie zu erwarten – zum Eklat, den Ricarda Huch am 30. Mai 1937 in einem Brief an ihre Freundin Marie Baum schilderte: *»Neulich waren wir zu einem netten Ehepaar aus der Fakultät eingeladen, die eigens baten, ich möchte doch mitkommen, es wäre noch ein Ehepaar – sagen wir X. – da, die sich freuen würden, meine Bekanntschaft zu machen. Ich ging also mit. Im Laufe des Gesprächs sagte unser Gastgeber, die Juden könnten nicht organisch denken und wären nicht produktiv. Ich sagte, ich zweifelte, ob man das sagen könnte, es hätten in den letzten Jahren Juden verschiedentlich den Nobelpreis bekommen, Physiker, Chemiker; auf diesen Gebieten waren sie doch wohl produktiv gewesen. Ein Wort gab das andere; Franz stimmte mir zu, und zwar in der heftigen und aggressiven Weise, in die er so leicht verfällt. Herr X. wurde schärfer und schärfer und sagte zum Schlusse zu mir: »Ich sehe, sie sähen lieber das deutsche Volk vernichtet und die Juden herrschen« (oder so ähnlich). Ich sagte kalt: »Ich habe die Deutschen sehr geliebt, bin allerdings sehr davon zurückgekommen, seit ich so viel Gemeinheit mitanzusehen habe.« Natürlich hatten Franz und ich uns sehr aufgeregt, ich zitterte noch, als wir zuhause ankamen.«* Die Folgen waren durchaus gravierend: Ermittlungsverfahren gegen Franz Böhm und Ricarda Huch wegen Verstöße gegen das nationalsozialistische Heimtückegesetz, Verlust der Lehrberechtigung für Franz Böhm und für Ricarda

Huch die vielleicht größte Demütigung: da die Familie nun alleine auf ihre Einkünfte zum Leben angewiesen war, mußte sie noch deutlichere Kompromisse mit dem System eingehen, als sie diese mit ihrem notwendigen Verbleib in der Reichsschrifttumskammer bereits gemacht hatte. So schrieb sie an ihren Verleger Martin Hürlimann am 20. Juli 1937 bezüglich einiger Änderungen bei ihrem zweiten Band der »*Deutschen Geschichte*«: »*Eine Stelle, die mir bedenklich vorkam, habe ich nun so geändert, daß sie mir annehmbar erscheint ... Hier hörte ich von einem neuen Zensurgesetz, das mich sehr besorgt macht; überhaupt läßt das Vorgehen in der bildenden Kunst auf Schlimmes auch für die Literatur schließen. Was nun die Stelle Luther und die Juden betrifft, so glaube ich, daß das als schlichte Darstellung von Tatsachen unanstößig ist.*« Sie vertraute darauf, daß er sich das ganze Buch noch einmal »*auf gefährliche Stellen*« ansehen und ihr seine Ansicht mitteilen werde: »*... ich will dann gern alles tun, um dem Buch die Steine aus dem Wege zu räumen. Vielleicht, so denke ich, kommt es gar nicht so sehr auf das einzelne an als auf das Ganze, ob man das passieren lassen will oder nicht.*« (Briefe an die Freunde, S. 274)

Wer Leben und Werk von Ricarda Huch genau verfolgt, wird verstehen – auch wenn keine direkten Äußerungen belegt sind – wie tief die emotionale und geistige Demütigung von Ricarda Huch gewesen sein mußte, wenn sie von »*bedenklichen*« oder »*gefährlichen Stellen*« sprach und doch war sie pragmatisch genug, um zugunsten ihrer Verantwortung für die Familie zu entscheiden. Aber ihr Selbstbewusstsein blieb unangetastet und ihr Stolz setzte deutliche Grenzen. Als auf Anraten der Reichsschrifttumskammer, die an den Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung in Weimar einen Hinweis gab, Ricarda Huch ginge es wirtschaftlich nicht besonders gut, Heinrich Lilienfein an sie schrieb: »*Sehr verehrte Frau Huch!*

Von dritter Seite werde ich darauf aufmerksam gemacht, daß Ihre wirtschaftliche Lage nicht befriedigend sei. Erlauben Sie mir die vertrauliche

Anfrage, ob Ihnen eine Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung notwendig und willkommen wäre. Nehmen Sie bitte diese Anfrage in derselben Gesinnung auf, in der ich sie an Sie richte und seien Sie überzeugt, daß ich gegebenenfalls sehr gerne das Erforderliche in die Wege leiten werde. Heil Hitler Ihr ergebener L.«

antwortete sie unmissverständlich: *»Sehr geehrter Herr Professor, Nennen Sie eine wirtschaftliche Lage unbefriedigend, wenn man kein Vermögen und keine Altersversicherung hat, so befinde ich mich in einer solchen; da ich aber noch durchaus arbeitsfähig bin und genügend verdiene, so habe ich keinen Anlaß zu klagen und bedarf ich keiner Unterstützung. Indem ich Ihnen, sehr geehrter Herr Professor, für Ihre gütige Absicht aufrichtig danke bin ich Ihre ergebene Ricarda Huch«*

Ricarda Huch hatte stets klar Position gegen das nationalsozialistische Regime bezogen, mußte Rückschläge und Demütigungen hinnehmen, blieb aber unbeugsam und hat selbst mit ihrem Ideal des *»Deutschen Reiches«* im Mittelalter deutlich gemacht, was sie von dem *»Reich der Gegenwart«* hielt. Sie hatte damit viel gewagt, letztlich aber doch gewonnen und sie blieb in Deutschland. Das Verhältnis der Nationalsozialisten zu der besonders auch im Ausland hoch angesehenen Schriftstellerin und Historikerin war ambivalent und nicht zuletzt die Tatsache, daß sie 1931 den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt und 1944 den Wilhelm Raabe Preis der Stadt Braunschweig verliehen erhielt, macht dieses problematische Verhältnis ebenso deutlich wie ihren hohen literarischen Rang. Ricarda Huch blieb nach Kriegsende in Jena. Von den amerikanischen Besatzungstruppen in Thüringen unbeachtet, von den Russen schließlich zuvorkommend behandelt, versuchte die greise Schriftstellerin zuletzt den Widerstandskämpfern gegen das nationalsozialistische Regime ein Denkmal zu setzen und mußte anhand der Fülle zugesandter Materialien feststellen, daß sie dieser Arbeit kaum mehr gewachsen war. Wieder einbezogen

in das öffentliche Leben, meldete sie sich jedoch mehrfach mit Beiträgen in Zeitungen zu Wort: Am 25. und 26. Dezember 1945, veröffentlichte Ricarda Huch auf Wunsch der »*Täglichen Rundschau*« eine »*Botschaft der Weihnacht*«. Ausgehend von der Symbolik des Lichtes mit dessen Wiedergeburt zugleich die Geburt des Erlösers gefeiert werde, beschrieb Ricarda Huch zunächst ihre persönliche Vorstellung vom Weihnachtsfest: »*Bei uns gehören dazu die weißen, lautlos fallenden Flocken, die dämmerige Luft, das knisternde Feuer im Ofen, die heimliche Erwartung eines Wunders, das sich begeben soll. Es gehört ein Tannenbaum dazu, nach Wald und Honig riechend, den wir schmücken, wie vor vielen Jahrhunderten die Völker ihre heiligen Bäume mit Lichtern und bunten Bändern schmückten und ahnungsvoll auf den schimmernden Fremdling starrten.*« Die Zeiten aber hatten sich gewandelt, noch lag Deutschland in Trümmern und niemand wusste, ob es noch eine Zukunft geben kann: »*In diesem Jahre wird es in vielen Häusern leer und dunkel sein, da, wo sonst der Weihnachtsbaum stand und wo er vielleicht nie mehr stehen wird. Das Kind, das ihn in den glücklichen Jahren umjubelte, liegt irgendwo fern in fremder Erde, und mit ihm ist das Herz der Eltern begraben. Auch die Häuser, zu denen die Söhne zurückgekehrt sind oder zurückkehren werden, sind der Freude nicht so wie sonst geöffnet. Viele haben teure Freunde, viele haben Hab und Gut verloren, alle bedrückt das Unglück des Vaterlandes*«. Gerade in dieser tiefen Trauer um die verlorene Vergangenheit sah Ricarda Huch die Chance, den tatsächlichen Sinn der Weihnacht wieder zu entdecken: »*Ein Freudenfest wie sonst kann Weihnachten in diesem Jahre nicht sein; aber gerade deshalb erleben wir es vielleicht tiefer und seinem Sinn gemäß als sonst!*«

Trotz aller Not und Verzweiflung der Menschen in Deutschland sah Ricarda Huch hoffnungsfroh in die Zukunft, denn, so ihre Feststellung, nach dem Ende des Krieges sei der Friede nahe, den bereits die himmlischen Heerscharen den Hirten auf dem Feld verkündet hatten: »*Friede auf Erden!*« Mit diesem ersten

Weihnachtsfest nach dem Kriege sollte der Alpdruck der Vergangenheit abfallen und die Erkenntnis wachsen, dass nur Verblendete glauben, »mit Gewalt die Welt regieren zu können«. An Weihnachten 1945 warteten die Menschen in Deutschland »wie Kinder im Dunkeln, dass die Türen auffliegen und der Stern auf der Spitze des Baumes sichtbar wird«. Selbst im politischen Dunkel der Zeit blieb den Menschen die Hoffnung auf eine helle Zukunft durch die Symbolkraft des Weihnachtsfestes erhalten. Ein Trost und eine Hoffnung auch in unserer Zeit.

Zum ersten Mal wieder nach langen Jahren konnten die Menschen in Deutschland auch zu Silvester 1945 den Jahreswechsel in Freiheit und ohne Krieg begehen. Die Schreckenszeit des Nationalsozialismus war beendet, das Elend der Menschen allerdings noch lange nicht. Dennoch, mehr als zwanzig Jahre sollte es in Deutschland dauern, bis die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, mit Fragen der Schuld und dem Problem Täter und Opfer einsetzte. So lange überwog die faktische Kraft der Verdrängung. In jüngerer Zeit fand mit Themen wie »Bombenkrieg« oder »Flucht und Vertreibung« ein Diskurswechsel in der deutschen Gesellschaft statt, der wichtig ist, aber keine neu definierte Opferrolle der Deutschen schaffen darf. So aktuell aber ist diese Problematik keineswegs, denn genau damit hat sich die braunschweigische Schriftstellerin Ricarda Huch zum Jahreswechsel vor 68 Jahren beschäftigt:

Die Redaktion der »Täglichen Rundschau« in Berlin hatte sie um eine »Neujahrsbetrachtung« für die Deutschen gebeten, die am 1. Januar 1946 erschien. Darin machte Ricarda Huch deutlich, daß gegenwärtig die Folgen der aufgehäuften Schuld erlitten würden und die Gefahr bestehe, »über unsere Leiden unsere Schuld zu vergessen«. Auch wenn es Deutsche gegeben habe, die über die Untaten der Regierenden entsetzt waren oder das Regime der Nazis unter Lebensgefahr aktiv bekämpft haben, so mache das »die Verbrechen, die

geschahen, nicht ungeschehen«: »Wir haben Menschen zur Regierung kommen lassen, denen wir mißtrauen mußten. Wir sahen bald Gewalttaten geschehen, die uns Grauen einflößen mußten. Viele unter uns entsetzten sich über diese Untaten, und manche versuchten, im Stillen zu helfen, ungeachtet der Gefahr die sie dadurch liefen; das aber macht die Verbrechen die geschahen nicht ungeschehen...« Menschen, wie etwa die Widerstandskämpfer des 20. Juli 1944 »haben dadurch die Ehre des deutschen Volkes gewahrt, es aber nicht von der Schuld befreit, in die die begangenen Verbrechen es verstrickten«. »Wohl gab es Tapfere, die gegen das Böse protestierten, Edle, die das Böse bekämpfend, in den Tod gingen; sie haben dadurch die Ehre des deutschen Volkes gewahrt, es aber nicht von der Schuld befreit in die die begangenen Verbrechen es verstrickten... Die Unschuldigen müssen mit den Schuldigen schuldig sein, die Schuldigen den Unschuldigen ihre Unschuld gönnen. Wie können wir auf Verständnis und Mitgefühl der Fremden hoffen, wenn wir es füreinander nicht haben?...«

Ricarda Huch beendete ihren Neujahrsgruß vor 68 Jahren mit der Frage nach der Opferrolle der Deutschen und diese Antwort hat auch im Hinblick auf die aktuellen Veränderungen der Sichtweisen eine ungeheure Aktualität: *»Betrachten wir uns nicht als Opfer, sondern als solche, die mit der Hölle im Bunde waren und wunderbar gerettet sind.«* Hier nahm sie bereits in kluger Beurteilung eine Diskussion vorweg, die in Deutschland durch die bewußte Verdrängung der Zeitgeschichte erst in den 1970er Jahren einsetzen sollte. Diese Neujahrsbotschaft war die Aufforderung von Ricarda Huch an die Deutschen, sich der furchtbaren Taten schuldig zu bekennen, *»die mit Höllenfeuer in die Geschichte eingebrannt sind«*. Die Zukunft eines Volkes kann nur in der Verantwortung jedes Einzelnen für Recht und Freiheit liegen, so ihr Appell. Diese Verantwortung ist von jedem Bürger zu fordern, denn er muß begreifen, *»daß ein Volk sich nicht als ein Haufen von Privatleuten abseits von der*

Regierung stellen und sie schalten lassen kann, ohne sich dafür verantwortlich zu fühlen«. Dieser Text sollte aufgrund seiner Bedeutung zur Pflichtlektüre in jedem Schulunterricht bestimmt werden.

Nur kurze Zeit nach der verheerenden Bombennacht vom Oktober 1944, in der das historische Braunschweig fast vollständig verlorenging, schuf sie eines ihrer bedeutendsten Braunschweig-Gedichte, ein literarisches Denkmal für ihre Geburtsstadt:

Braunschweig

*Wie schön sie war, bald wird es niemand mehr wissen,
Braunschweig, die Löwenstadt:
Die Jahre des Unheils kamen, die ihr entrissen
Ihre Krone Blatt um Blatt.
Zerfallen die Straßen, durch die wir täglich gegangen
Zur Schule als Kind,
Mit den Namen, die so alt und wunderbar klangen:
Kattreppehn, Ruhfäutchen, Klint.
Die Häuser waren künstlich gezimmert aus Eichen,
In die Balken geritzt
War manch geheimes, zauberkräftiges Zeichen,
Das vor Feuersnot schützt.
Sie verströmten Waldluft und traute Waldgerüche;
Überm breiten Portal
Las man verschollene Namen und weise Sprüche,
Inmitten der Jahreszahl.
Viel Bilder schmückten ihre Geschosse und Giebel:
Mit Schwert und Gebet,
Die tapferen Heiden und die frommen Helden der Liebe,
Apostel und Prophet.
Sie waren ein offenes Buch voll bunter Geschichten,
Voll Fabel und Mär,
Von listigen Frauen, von Narren und drolligen Wichten,
Fuchs, Esel und Bär.
Und herrlich türmten die Kirchen sich hoch über ihnen
Wie Berge überm Tal!
Martini und Petri, Aegidien und Katharinen,
Auch Andreas wie ein Strahl.
Ihr Geläute schwang sich empor wie auf Adlergefieder –
Jetzt langsam und schwer
Tropft es versteinerten Tränen gleich hernieder
Auf ein Trümmermeer. –
Geliebte Heimat, auf unsern harten Wegen,
Da dein Glanz schwand,
Sei Erinnerung deiner uns ein Pfand und ein Segen
Aus hoher Ahnenhand. (GW 5, S. 361f.)*

Ricarda Huch wurde Alterspräsidentin der beratenden Landesversammlung in Thüringen, engagierte sich für den Wiederaufbau der Stadt Jena, nahm Anteil an der Wiedereröffnung der Universität mit einem eigenen Beitrag in der Festschrift und bemühte sich, die schwierige Arbeit am Buch über die Widerstandskämpfer fortzuführen. Allmählich aber wuchs der Gedanke, die Sowjetische Besatzungszone zu verlassen, gleichgültig, ob legal oder illegal. Die Chance dazu bot der erste deutsche Schriftstellerkongreß vom 4. – 8. Oktober 1947 in Berlin, dem sie als Ehrenpräsidentin vorstand. Tatsächlich gelang am 25. Oktober 1947 von Berlin aus die Flucht in den Westen. In Schönberg im Taunus endete diese Flucht. Hier traf sie Ihren Schwiegersohn Franz Böhm wieder, der inzwischen einen Lehrstuhl an der Universität Frankfurt erhalten hatte. Aufregungen und Anstrengungen waren jedoch für die Kräfte der hoch betagten Schriftstellerin zuviel. Einer Lungenentzündung hatte sie keine Abwehr mehr entgegenzusetzen. Am 17. November 1947 starb Ricarda Huch, an die Alfred Döblin 1950 in einem Rückblick noch einmal erinnerte: *»Es kam das Jahr 1933. Wir wurden auseinandergerissen. Ich weiß nicht, wie Ihr Euch fühltet, die Ihr zurückbleibt. Ich weiß, einige von Euch jubelten, sie gingen mit fliegenden Fahnen zum Feind über, der sie dann und wann mit Fußstritten bedachte. Eine einzige Stimme tönte aus Ihrem Kreis noch zu mir herüber: die Stimme von Ricarda Huch, einer herrlichen Frau, mit Kraft, Geist und Mut, ›Ihr werdet niemals Ihresgleichen sehen«*. Dem ist nicht viel hinzuzufügen.

Den deutschen Historikern ist oft vorgeworfen worden, sie hätten sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nur um die Männer, die Geschichte machen, gekümmert, und erst in Auseinandersetzung mit französischen und angelsächsischen Arbeiten wären sie dazu übergegangen, sich auch für die unteren, ärmeren Kreise der Bevölkerung zu interessieren. Sicher ist, daß in der augenblicklichen Geschichtsforschung das Interesse gerade dem Alltag der einfachen Leute gilt, aber: wer sich mit Ricarda Huch beschäftigt, wird lernen

müssen, daß zumindest in diesem Falle das erste Urteil nicht zutrifft und zum zweiten sie mit ihren historischen Arbeiten ein nach wie vor aktuelles und modernes Geschichtswerk geschaffen hat. Wer sich ernsthaft die Mühe macht, das umfangreiche literarische Werk der Braunschweiger Schriftstellerin und Historikerin Ricarda Huch systematisch durchzuarbeiten, begegnet einer unglaublichen Materialfülle. Fast 12000 gedruckte Seiten eines überragenden Lebenswerkes türmen sich vor dem Betrachter auf. Mag Ricarda Huch den fortschrittlichen Kritikern zu konservativ, den Konservativen zu sozialistisch, den Sozialisten zu nationalistisch und den Historikern schließlich zu literarisch sowie den Literaten zu historisch erscheinen, gerade die Vielseitigkeit ihres Denkens und Schaffens macht bis heute ihre ungebrochene Aktualität aus.

Aber: Gelesen werden muß sie, gedruckt werden müssen endlich einige wichtige ihrer Werke, und die Universitäten und Schulen müssen sich mehr als bisher oder überhaupt der Rezeption ihrer Werke annehmen. Es gilt ein wichtiges und bedeutendes Werk der Literatur und Geschichte dem Vergessen zu entreißen und neu zu entdecken, dessen Autorin selbst keine einfache, aber faszinierende Persönlichkeit der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte war. Gedenken wir ihrer am Tag ihres Todes, dem 17. November mit einem weiteren Gedicht zum Abschluß:

Geh schlafen, mein Herz

*Tief in den Himmel verklingt
traurig der letzte Stern.
Noch eine Nachtigall singt
fern - fern.
Geh schlafen, mein Herz, es ist Zeit.
Kühl weht die Ewigkeit.*

*Matt im Schoß liegt die Hand,
einst so tapfer am Schwert.
War, wofür die entbrannt,
Kampfes wert?
Geh schlafen, mein Herz, es ist Zeit.
Kühl weht die Ewigkeit.*